Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 8

Artikel: Der Wald und die Dichter
Autor: Hiltbrunner, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974596

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DER WALD UND DIE DICHTER

Von Hermann Hiltbrunner

Der Wald muss voranstehen, denn er war eher als die Dichter waren. Da aber schon im ersten Menschen der ganze Kometenschweif aller nachfolgenden Dichter im Keim enthalten war und dieser Keim auch alsobald aufging — was für Wälder sahen diese ersten Menchen? Sie sahen buchstäblich nichts als Urwälder, deren Holzbestand durch die Lage im Gradnetz dieser Erde, also durch die Meernähe oder Meerferne, Polnähe oder Polferne, und durch den Verlauf der grossen Gebirge bestimmt war. Da dieser unbestritten menschliche Mensch wohl erst im Klima des Quartärs aufzuleben und sich auszubreiten begann, erblickte er da wie dort, in den gemässigten Zonen wie in den Tropen, einen entsprechenden Wald mit einem ungefähr gleichen Artenbestand, wie er sich heute uns zeigt.

Aber was für einen Eindruck machten diese Wälder auf ihn? Darüber ist nicht viel in Erfahrung zu bringen. Wir müssen von uns aus schliessen, und das dürfen wir, weil der primitive Mensch noch ebensosehr in uns lebt, wie wir in ihm gelebt haben.

Der Urwald, dem wir allgemein das Merkmal der Dichte und Undurchdringlichkeit zusprechen, musste ihm unheimlich erscheinen. Es gab auf Erden gewiss auch damals schon Steppen und Wüsten, und wenn die Menschen sogar dieses leere, lichte Land mit Geistern bevölkerten, wieviel mehr mussten sie das Undurchdringliche, Lichtarme dämonisiert haben! Nicht überall herrschten so offene Geländeverhältnisse wie ums Mittelmeer. Dort konnten die Griechen ihre lockern Wälder mit Sylphen, Nymphen und Dryaden beleben. Die entsprechenden Geister eines nordisch oder tropisch geschlossenen Waldes mussten ganz anders aussehen und dem Menschen höchst feindlich gesinnt sein. Dort versuchte man die Geister zu rufen, hier musste man sie vertreiben. Nicht nur mit Lärm vertrieb man sie, sondern auch mit Rodungen. Man schmälerte ihre Existenzbasis und erreichte zweierlei.

Aber das ist so lange her, und wir wissen so wenig Sicheres darüber! Wir wollen bei uns selber und im Heutigen bleiben... Gewiss sind auch wir noch fähig, Grauen und Angst zu empfinden, aber wir hüten uns, solche Infantilitäten zuzugeben. Zeigt mir jedoch den Europäer, dem sich nicht die Haare sträuben, wenn er nach Mitternacht allein durch einen Wald gehen muss. «Die Nacht ist keines Menschen Freund», das Dunkel ist als völlige Uneinsehbarkeit a priori unheimlich, «und die Ranke häkelt am Strauche»...

Anders der erzogene, erwachsene Mensch — falls er schon existiert. Er hat es leichter mit dem Wald, der ja nun kein Urwald mehr ist, der eine wohlgepflegte Stätte auf verhältnismässig kleinen Arealen darstellt und durch den, wenn nicht asphaltierte Strassen, so doch gangbare Wege führen. Aber er gehe einmal einen Fussweg in der Finsternis; er wird über eine Wurzel stolpern, und das ist nun etwas ganz anderes als bei Tag; augenblicklich fällt er ins Urmenschentum zurück; der Feind an sich ist im Anzug. Sonst aber ist uns der Wald ein angenehmer, ja «andächtiger Aufenthalt». Und wir könnten es unschwer begründen.

Ein Schönwetter-Aufenthalt, ja! Aber seit Murgenthal habe ich keinen Menschen mehr im Regen durch den Wald gehen sehen. Und das ist doch etwas Wunderbares. Alles ist feucht, die Pilzhüte glänzen, aber nirgends ist es so nass, dass es unter unsern Sohlen quietschte. Und, ist es ein Laub- oder ein Mischwald — immer dieser gleichmässige Tropfton über dir, neben dir... Woran denkst du, Poet? Das ist der Tropfenfall der Ewigkeit. Das ist das Prickeln der Sekunden, nach dem du dein Leben misst. Das ist Vergänglichkeit und Ewigkeit auf ein Phänomen gerafft.

*

Oh, die Dichter und der Wald! Unter ihnen gab es wunderbare Waldmenschen. Gibt es sie noch? Der norwegische Dichter Knut Hamsun beginnt eines seiner eindrücklichsten Bücher («Die letzte Freude») mit dem lapidaren Satz: «Nun bin ich in die Wälder gegangen.» Und dann: «Denn ich werde hier umherwandern und denken und grosse Eisen zum Glühen bringen»... «Ich habe die Wälder um der Einsamkeit und um meiner grossen Eisen willen aufgesucht, ich habe einige grosse Eisen, die in mir liegen und glühend werden.» Und an einer andern Stelle: «Hinter der Hütte lag der Wald, ein ungeheurer Wald. Freude und Dank erfüllten mich bei dem Duft von Wurzeln und Laub; erst im Walde kam alles in meinem Innern zur Ruhe, meine Seele wurde ausgeglichen und voll Macht.»

«Der Wald und die Dichter» — ein Thema für Literaturbeflissene! Ich weiss zu wenig darüber; ich muss nun endlich ganz von mir selber aus gehen: Wo, wann und wie erlebte ich den Wald zum erstenmal in meinem Dasein?

Ich sehe mich mit Pfeil und Bogen und mit einer nagelbeschlagenen Keule im Morgengrauen eines Vorwintertages dem Wald zu schleichen. Es war ein Laubwald mit sehr vielen Weissbuchen

und zerstreuten Kiefern und Robinien. Ich hatte den Nachtheuel, den Waldkauz rufen hören und wollte ihm jetzt zu Leibe gehen. Gewiss graute mir; ich ging mit Gänsehaut, aber ich wollte mutig sein. Ich erreichte den Waldrand, schrie unsinniges Zeug in sein Inneres, schoss blindlings ein paar Pfeile in die Kronen hinauf und begann dann, immerzu schreiend, mit der Keule zu fuchteln und auf die Büsche zu schlagen. Einige Male wagte ich einen Einfall ins Innere, zog mich aber jeweilen schnell wieder zurück. Beim letzten Vordringen stiess ich auf einen faulen Baumstumpf; das war der Feind, ich schlug ihn kurz und klein; ich hatte gesiegt.

Was bedeutete das alles? Ich war acht Jahre alt und noch sehr nahe beim Ur-Menschen. Der Jäger in mir war durchgebrochen, und dieser Durchbruch des Anfänglichen riss alles mit sich, was im Menschenmässigen anfänglich ist: jegliche Art von Animismus, den Dämonenglauben (die Eule war ein Wald- und Nachtgeist), die Angst vor diesen Dämonen, deren Beschwörung und Vertreibung durch Lärm, die Jagd und den Krieg in einem ... Die ganze Geisteswelt des Primitiven sass noch in meiner Erbmasse, aber es waren der Wald, seine Nacht und seine Tiere, welche diesen urmässigen Grundwasseraufstoss bewirkt hatten — der Wald, dieser unberechenbare Gegner, dieser mythische Feind.

Dann arrangierte man sich mit den dunklen Mächten: der trübe Hochwasserstrom der Mannbarkeit schwemmte die letzten Reste des Anthropus primigenius fort, und der Wald wurde zum poetischen Aufenthalt an sich. Die Einsamkeit wurde wichtig, und wo sonst, wenn nicht im Wald, konnte ein Mensch noch einsam sein? Oh, das in glatte Buchenrinde geschnittene Herz!

*

Was für andere Wälder habe ich später noch gesehen, und wo finde ich eine Geographie der Wälder? Nun, ich darf vielleicht meine eigene Waldgeographie betreiben, eine Psycho-Geographie meiner Walderlebnisse begründen ...

Der Magus aus dem Norden, Hamsun, lockte mich nach Norwegen. Ich sah die Fichtenwälder, in denen die Nebel hängen bleiben. Unterm Polarkreis ging ich um in lockern Birkenhainen. Suchte ich Wäinämöinen, den Urvater aller nordischen Dichter?

Nördlicher, in Finmarken, schritt ich, ein Riese, über den Liliputwald der Zwergbirken und Krautweiden. Und selbst in Spitzbergen gab es diesen Wald aus Zwergweiden. Dort aber überkam mich das kalte Grauen. Ich setzte mich hin und schrieb im kurzen Spitzbergensommer über die Murgenthaler Wälder. Ich kehrte nach dem gemässigten Europa zurück, besuchte die Gebirgswälder, schrieb darüber und brachte sie hinter mich.

Denn nun begannen die waldlosen Gebiete in mir zu wachsen: die Steppen, die Wüsten. Auch sie brachte ich hinter mich. Ich habe sie überwunden; ich bin frei für alles, was meine Augen sehen, frei nun wieder für Wald in jeder Ausprägung. Und meine Walderinnerungen längs meines Lebens sind nicht mehr blockiert. —

Ich gebe zu, dass mich die dunklen Wälder weniger verlocken als die lichten. Niflheim liegt mir heute ferner als mittelmeerische Tempelbezirke, Oelbaum- und Pinienhaine. Das Nordische in mir werde ich ohnehin nicht los, warum soll ich es da ausser mir auch noch suchen? Wo aber finde ich und fand ich einst Wald in Auflockerung, Wald mit Durchblicken auf Himmel und Meer, einen Mittagswald mit Sonneneinfällen auf buschlosen Grund?

... Du denkst an die Sommertage im märkischen Sand. Die Kiefern standen grau und reglos im regenlosen Sommer 1921. Das waren nicht mehr hängende Wälder, Bergwälder, Schluchtenwälder, das war baumbestandene Fläche, bewaldeter Landstrich, Ebene ohne physisch-geographische Grenze. Die Roggenfelder zwischen den Waldarealen hatten fast die gleiche Farbe wie die Wolken der Kiefernkronen. Stämme und Aeste glühten förmlich in der Hitze.

... und du denkst an die Wälder der «Landes» am Golf von Biskaya: an den riesigen Waldgürtel hinter den hohen Sanddünen der französischen Westküste. Das war zwar ein geschlossener Bestand einheitlicher Nadelbäume. Aber zwischen den Stämmen war Raum und Licht, und kein Laubmantel schirmte das Donnern der Brandung ab. Es waren Meerstrandkiefern mit sehr langen Nadeln. Die Zapfen waren gross und eirund; am Grunde der Stämme hatte der Beutemacher Mensch Gefässe unter die von ihm geschlagenen Kerben gehängt. Das musste überwunden werden, der Terpentinhandel musste sich erst verflüchtigen, dann aber war auch dieser bläulich bereifte Wald mit seinem neuartigen Unterholz wunderbar. O all der Ginster am Ostsaum dieses Küstenwaldes, und diese Erdbeerbäume und Akazien an seinem Westrand! Pinus Maritima, kann ich flüstern, und ich höre die Stimme jenes Waldes, der nicht rauscht, sondern saust — wenn der Ozean nicht auf Flut steht.

... und du denkst kaum an die wenigen iberischen Wälder, dafür aber an den artenreichen lusitanischen Wald von Bussaco in Portugal und an den Oelbaumwald des Alemtejo. Den Palmenwald von Elche sah ich nicht, den Pinienhain bei Ravenna sah ich nicht, die Wälder Feuerlands sah ich nicht, und nie betrat ich einen tropischen immergrünen Regenwald. Und wie viele andere Waldtypen gibt es doch, die ich nur in Bildern sah, die ich nie zu sehen bekommen werde: den javanischen Teakwald, die Galerienwälder längs der afrikanischen, die Auenwälder der nord-

amerikanischen Ströme, und nicht die sibirische Taiga.

Aber lass dir genügen an den Auen der Donau, den Dattelpalmenwäldern tripolitanischer Oasen und all den andern Waldtypen, die du sahest mit eigenen Augen. Lass dir genügen, kein Mensch kann alle möglichen Wälder dieser Erde kennen. Bescheide dich!

*

Ich bescheide mich: von ungefähr hat ein Wind einen Birkensamen auf mein Blatt geweht. Soll ich ihn wegblasen? Ich betrachte ihn lange, versinke in Träumereien — Wäinämöinen hebt an zu singen; der ganze Norden dieser Erde stürzt auf mich ein.

Ich lege den zierlichen Samen neben das Papier auf den Tisch. Das Tischblatt ist nicht aus Birkenholz wie viele Tischblätter und ganze Tische des Nordens. Aber hier ist nun ein Keim zu möglichem Holz, Möbelholz oder Brennholz. Aber: «Ob er keimen wird, der Same» . . .

Und jetzt — es ist eine Nacht Mitte August — sehe ich die Plejaden über den Nordosthorizont steigen. Jetzt stehen sie still über dem Walde drüben, und eine seltsame Kühle weht mich an . . . Ich schliesse die Augen, um besser zu sehen.

Was sehe ich? Ich sehe, was die Tropenwälder nicht haben, was der immergrüne Regenwald nicht kennt: ich sehe unsere Wälder im Herbstkleid, unsere Wälder in Flammen ohne Feuer; ich sehe sie brennen ohne Rauch.

Laubwälder, Mischwälder der nördlich gemässigten Zone im Herbst — welcher andere Wald könnte sich mit euch vergleichen! Diese Wälder ertönen; sie sind voller Lieder des Abschieds, auch wenn keiner mehr sie dichtet und niemand sie singt. Die Farben werden Töne, die Töne schwellen zur Sinfonie, und diese endet leise im smorzando fallenden Laubes.

Ich sehe weiter, ich sehe voraus: den Wald im Winterkleid aus Rauhreif sehe ich, und ich höre das Rieseln der Eisnadeln, wenn ein Wintergoldhähnchen sich in einer Fichtenkrone herumtreibt. Die abwärtsgerichtete Rauchfahne aus Eisstaub erreicht mich; die Elemente dieser ganzen Pracht zeigen sich mir auf dem Aermel meines Mantels, und ich stehe still in diesem marmornen Schweigen, in diesem mineralischen Rieseln.

Und ich sehe noch weiter voraus, sehe im geschehnislosen Winterwald Wandlung um Wandlung. Der Rauhreif schmilzt; süss erklingt der Tropfenfall der Wärme, aber dieses Lied ist von kurzer Dauer. Schnee wird sich auf die Bäume legen; ihr Aufatmen war ein Zwischenspiel, war Wandlung zu neuer Wandlung.

Und es ist das Gesetz der Wandlung, dass sie als solche Dauer habe. Die Winterstarre des Waldes: all diese Eislasten, diese Schneelasten — sie werden von ihm genommen werden. Februarsonne glänzt auf den Zweigen, Märzregen sirrt durch das Astwerk, Aprilwind weht die Kühle aus dem Wald, und noch ehe er zu ergrünen beginnt, wandeln ihn abermals die sich dehnenden Knospen, und nur sanfte Gemüter können die Brauntöne und ihre hundert Nüancen sehen, lesen und deuten. Und dann ergrünen die Wälder — *unsere* Wälder, nicht die Brasiliens.

Nein, wir brauchen nicht in die Ferne zu schweifen, um andere Wälder zu bewundern (— zu erforschen: gut). Aber welche Wälder dieser Welt wechseln ihr Kleid so oft, welche böten grössere Vielfalt im Anblick? Auch wenn die Natur unserer Breite kein Brutofen ist, lebt sie nicht minder leidenschaftlich und nicht minder schön als dort.

Denn unser Wald ist noch immer ein Stück Natur. Er ist und bleibt, auch durchforstet und gepflegt und aller menschlichen Bewirtschaftung und Nutzung zum Trotz, Natur von Natur aus, also immer noch ein wenig Urwald. Und dankbar begegne ich jedem Menschen, der es auf sich genommen hat, dem blinden Wüten anderer, beutegieriger Menschen Einhalt zu gebieten und unsern Wald zu hüten und zu pflegen. —

Das Siebengestirn, diese erste Schneeflocke, diese Stern-Schneeflocke des Himmels steht schon hoch im Osten — ich durcheile noch einmal das Jahr unseres Waldes, den Frühlingswald, den Sommerwald, den Herbstwald, den Winterwald — aber das ist nicht das Ende. Der Wald lehrt uns die Wiederholung aller Dinge, die Dauer im Wechsel, die ewige Wiederkehr.

Aber es ist ein kleiner Birkensame, der mich darauf gebracht hat.